



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actendruckerei in Sulda.

Nr. 49. Sonntag den 6. Dezember 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einspaltige Colonelzeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Ankunfts-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich Erfüllungsorts f. das Einklagen von Forderungen in Sulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochenkalender. — Zweiter Sonntag im Advent. — Ein Wuchergeschäft. — Aus dem Kalender der Woche. — Volkskrieg. — Gezeiten. — Heute im D-Rug. — Die wackeren Kolpinae ohne im Krieg. — Wiesel. — Kriegsruf an die lieben Kinder. — Die Nanni. — Wie man sich Sonntags im Felde blist.

Wochenkalender.

Sonntag, 6. Dez., 2. im Advent, Nikolaus, Bisch. u. Bel.
Montag, 7. Dez., Ambrosius, Bisch. u. Kirchenlehrer
Dienstag, 8. Dez., Unbefleckte Empfängnis Mariä
Mittwoch, 9. Dez., Petrus Christus, Bisch. u. Kirchenl.
Donnerstag, 10. Dez., Uebertragung des hl. Hauses nach Loreto.
Freitag, 11. Dez., Damasus, Papst und Befenner.
Samstag, 12. Dez., Von der Oktav, unbes. Empfängnis.

Zweiter Sonntag im Advent.

Johannes sendet Boten zu Jesus.

Evangelium Matth. 11, 2—10.

In jener Zeit, als Johannes im Gefängnisse die Werke Christi hörte, sandte er zwei aus seinen Jüngern und lies ihm sagen: „Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen andern warten?“ Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: „Gehet hin und verkündigt dem Johannes, was ihr gehöret und gesehen habt. Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden gereinigt, Taube hören, Tote stehen auf, den Armen wird das Evangelium gepredigt, und selig ist, wer sich an mir nicht ärgert.“ Als aber diese hinweggegangen waren, fing Jesus an zu dem Volke von Johannes zu reden: „Was seid ihr in die Wüste hinausgegangen zu sehen? Ein Rohr, das vom Winde hin und her getrieben wird? Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Menschen, mit weichen Kleidern angetan? Siehe, die da weiche Kleider tragen, sind in den Häusern der Könige. Oder, was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Propheten? Ja, ich sage euch, er ist noch mehr als ein Prophet. Denn dieser ist es, von dem geschrieben steht: „Siehe, ich sende meinen Engel vor deinem Angesichte her, der deinen Weg vor dir bereiten soll.“

Ein Wuchergeschäft.

„Leih dem Herrn auf Wucherginsen, wer sich erbarmt des Armen.“ (Spruch 19, 17). — Mein Geld ist verloren, sagst du, wenn ich es diesem armen Tropf gebe; das Kapital mit samt den Zinsen schwimmt den Bach hinunter! Aber sieh, mein Freund, gerade das nenne ich Barmherzigkeit, wenn du Gutes tust ohne irdischen Gewinn oder Vorteil. Frage doch den Heiland, was er dazu meint. „Wenn du ein Mittag- oder Abendessen gibst, so rufe nicht deine Freunde und nicht deine Brüder und nicht deine Verwandten und nicht deine reichen Nachbarn, damit sie nicht auch ihrerseits dich wieder einladen und dir so Vergeltung zuteil werde; sondern wenn du ein Essen gibst, so lade die Armen, die Bekhat-

ten, die Krüppel und die Blinden dazu ein. Selig wirst du sein, weil es ihnen nicht möglich ist, dir zu vergelten und du mithin Vergeltung finden wirst bei der Auferstehung der Gerechten.“ (Luk. 14, 12.)

Deine Almosen sind also gut aufgehoben, lieber Freund, nur mußt du mit den Zinsen einen Augenblick gedulden. Schau auf das Samentorn. Vor Beginn des Winters hat es der Landmann in den Boden gestreut; mit der Ernte aber muß es warten bis zum Sommer. So ist es mit den Almosen an die Armen. Solange du lebst, kommen sie nicht mehr zum Vorschein, sie scheinen für dich verloren; aber schon längst keimen sie für dich in der Furch der Ewigkeit. Wenn dann der Herr einmal den Schnitter Tod sendet, wirst du deine Liebeswerke als reiche Garben eintragen in die Scheune des Himmels.

Zwar wäre es schön und edel, umsonst Gutes zu tun, ohne jeden Hintergedanken an Lohn oder Vergeltung. Zu einer so selbstlosen Auffassung kann aber ein Durchschnitts-Christ sich nicht aufschwingen. Wie die Blume nach Sonnenschein, der Magen nach Speise, so verlangt das Menschenherz für jede gute Tat nach Befriedigung und Anerkennung. Auf diesen Zug des menschlichen Herzens nimmt Gott Rücksicht. Er kennt ja, wie der hl. Chrysostomus sagt, unsere Selbstsucht, unsere unerfüllliche Begierde nach Vorteil und Gewinn; er weiß, daß wir nur ausleihen auf Unterspänder und Hypotheken, auf Sicherung, Garantie und Bürgschaft. Da nun der Arme in seiner Not derartige Garantien nicht leisten kann, so springt Gott in die Breche. „Ich selbst will Bürge sein“, spricht er. Wer Barmherzigkeit übt an einem Armen, der „leiht dem Herrn auf Wucherginsen“. Nicht einfache Zinsen will er dir geben, nicht 5 oder 10 Prozent, sondern richtige Wucherginsen, 20, ja 100 und 1000 Prozent.

Glaube übrigens nicht, daß du für dein Wohltun ganz und gar auf das Jenseits dich verträufen müßest. Wie der Landmann schon vor der eigentlichen Weinlese einige Trauben abschneidet, und wie die Köchin schon vor der Mahlzeit von den Speisen versucht, so hat auch unser Herrgott es im Brauch, daß den Barmherzigen schon in dieser Zeitlichkeit mancherlei Trost und Hilfe zuteil wird. Im Leben des hl. Franz Xaver lese ich darüber die folgende schöne Geschichte:

Auf der Insel Sanctian hielt sich ein reicher Portugiese auf, der ein ziemlich äppiges Leben führte, aber Almosen spendete in Hülle und Fülle.

Eines Tages erbat sich Xaverius von ihm eine Unterstützung für ein Waisenkind. Der Portugiese war aber gerade im Spiel mit guten Freunden begriffen, und etwas unwirsch erwiderte er: Herr Vater, die Zeit ist jetzt schlecht gewählt, kommen Sie bitte ein ander Mal. — Xaverius indes erwiderte: zum Gutes tun ist immer die rechte Zeit, besonders dann, wenn man das Geld gerade in Händen hat, wie Sie eben jetzt. Belho — so hieß der Portugiese — übergab nun dem Heiligen den Schlüssel zum Geldschrank mit den Worten: Nehmt daraus, so viel Ihr wollt, nur laßt mich jetzt in Ruhe. Xaverius ging und entnahm aus der Kiste 300 Taler. Als Belho nachher das Geld zählte, sah er zu seiner Verwunderung, daß die Summe nicht abgenommen habe. In der Meinung, der Vater habe seiner Bitte nicht entsprochen, machte er demselben liebevolle Vorwürfe. Xaverius aber versicherte, er habe 300 Taler genommen, und Gott habe ihn für seine Freigebigkeit wunderbar belohnt. Xaverius weissagte auch dem freigebigen Portugiesen die Zukunft und sprach: Ihre Barmherzigkeit wird Ihnen Gott dereinst hundertfach vergelten; aber auch an zeitlichen Gütern wird es Ihnen niemals mangeln; wenn Sie geschäftliche Nachteile erleiden, werden gute Freunde Ihnen zu Hilfe kommen; auch verkündige ich Ihnen, daß Sie nicht sterben werden, ohne Ihre Sterbestunde vorher zu erfahren. — Diese Worte bewirkten in Belho eine solche Umwandlung, daß er jordan ein Leben der Frömmigkeit und Abtötung führte. Eines Tages konnte er die Neugierde wegen seines Sterbetages nicht länger unterdrücken und fragte den guten Vater Xaver, wie er seinen Sterbetag zum voraus erfahren könne! Sogleich antwortete Xaverius und sprach: „Wenn der Wein Ihnen bitter schmecken wird, dann bereiten Sie sich zum Tode, denn Sie werden nur noch einen Tag zu leben haben.“ Belho erreichte in Wohlstand ein hohes Alter. Endlich bei einer Festlichkeit im Hause seines Freundes findet er den Wein bitter. Er fragte seinen Freund, er fragte die Tischgenossen, die ihn alle wohllichmeckend finden. Da erkennt er, daß sein Ende gekommen, nimmt Abschied von seinen Freunden und läßt eine Messe für sich lesen. Während derselben legt sich Belho in voller Gesundheit in eine Tokenhahre vor dem Altar; als man nach beendeter Messfeier das Bahrtuch aufhob, fand man nur eine Leiche. Die Seele aber hatte sich gewiß in den Himmel aufgeschwungen, um den der Barmherzigkeit verprochenen Lohn zu empfangen.

Erkenne an diesem Beispiel, daß der Barmherzige mehr einnimmt als ausgibt, mehr erntet als sät. Doch wird der irdische Lohn immer nur eine Abschlagszahlung sein; der eigentliche und volle Lohn wird dir ausgehändigt am Feiertag der Ewigkeit. Niemals aber, ja's du nur deine Werke im Stand der Gnade und in guter Meinung laßt, wird ein unerschöpfbares Saatkorn darunter sein, sondern jedes einzelne wird dir reiche Ernte bringen. „Denn wer dem Armen mitteilt, der leiht dem Herrn auf Wucherzinsen“. Gerade jetzt, in den Tagen des Advent, in der Vorbereitung auf Weihnacht, verdoppele deine Eifer für Liebeswerke besonders gegen die Helden des Vaterlandes. Du wirst im blutigen Kampfe stehen. Sende den Engel der Barmherzigkeit hinaus, der die braven Truppen mit neuem Mut, mit neuer Begeisterung, mit neuer Spannkraft erfüllt, daß er sie antporne, nicht zu erlahmen in heldenmütigem Kampfe, bis der Feind niedergeworfen, bis der Friede gesichert, bis der Weg geöffnet ist zur frohen, siegreichen Heimkehr in die Arme der Lieben in der Heimat.

Der Burgpfarrer.

Aus dem Kalender der Woche.

Männerstolz für Fürstenhronen

Am 7. Dezember begehrt die Kirche das Gedächtnis des hl. Bischofs Ambrosius, eines der vier großen lateinischen Kirchenlehrer. Er war im Jahre 333 als Sohn des Präfecten von Gallien geboren. studierte in Rom Rechtswissenschaft und wurde seiner hervorragenden Begabung wegen schon im Jahre 370 zum Statthalter von Ligurien und Aemilien mit dem Sitz in Mailand ernannt. Er war noch ungetauft, als das Volk von Mailand ihn wegen seiner Tüchtigkeit zum Bischof verlangte. Sein Sträuben half ihm nichts; nach der notwendigen Vorbereitung nahm er das Amt an. (374.)

Er ward ein Oberhirt von geradezu apostolischem Eifer, voll hingebender Liebe gegen die Nothleidenden, von unbeugsamer Strenge auch den Mächtigen der Erde gegenüber. Dies bewies er durch sein Verhalten gegen zwei Herrscher.

Justina, die Kaiserinmutter, die während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Valentinianus II. die Regentschaft führte, war der arianischen Irrlehre ergeben und verlangte für ihre Glaubensgenossen eine Basilika außerhalb der Stadt. Ambrosius schlug dieses Verlangen ab mit den Worten: „Der Kaiser hat seine Paläste, man lasse dem Bischof die Kirchen!“ Erbittert bestand sie nun sogar auf einer Kirche innerhalb der Stadt und ließ diese mit Soldaten besetzen. Der heilige Kirchenfürst aber begab sich in den Dom, wo sich eine große Volksmenge zu seinem Schutze versammelte. An seine Geirauen, die mit ihm mehrere Tage im Gotteshause aushielten, betend und Palmen singend, richtete er wiederholt Predigten, in denen er unter anderem sagte: „Fordert der Kaiser Abgaben, so werden wir sie nicht verweigern, verlangt er unser Vermögen, so mag er es nehmen; selbst Leib und Leben bin ich bereit, aufzuopfern, — aber der Kirche kann ich nichts vergeben, sie gehört Gott; der Kaiser ist in der Kirche, aber nicht über der Kirche. Ich werde nicht fliehen; wenn man mich der Kirche mit Gewalt entreißt, so wird man nur meinen Leib von ihr trennen, nimmermehr aber meine Seele!“ Nach einigen Tagen aber wurde die Belagerung aufgehoben.

Der zweite Herrscher war Kaiser Theodosius, der wegen eines Volksaufstands in der Stadt Thessalonich ein großes grausames Blutbad hatte anrichten lassen. Ihm verwehrte Ambrosius den Eintritt in die Kirche, tat ihn in den Bann und nahm ihn erst nach achtmonatlicher schwerer und öffentlicher Kirchenbuße wieder in die Gemeinschaft der Gläubigen auf.

Der Heilige starb am Karfreitag des Jahres 397 unmittelbar nach dem Empfang der hl. Bezeichnung und wurde am Ostersonntag in seiner Basilika beigesetzt. —

An dem Verhalten dieses großen Bischofs könnte sich gar mancher Mann ein Beispiel nehmen. Bekannt ist ja die Redensart vom „Männerstolz vor Fürstenthronen“, aber nicht zu oft mag dieser Mannesstolz zu finden sein. Die Menschen sind nun einmal so: Niedriggestellten gegenüber bringen sie's über's Herz, rauh, streng und unparteiisch zu sein, sobald sie aber einem Vornehmen einem Vielbesäen-

den und Vielmächtigen gegenüber treten, wagen sie kein Wort des Einwurfs, keine Aeußerung eines gerechten Vorhaltes, finden alles gut, recht und schön, um sich's nur ja nicht für die Zukunft zu verderben. Man kann ja nicht wissen. . . . Solche Menschen handeln vielfach wie ein Radfahrer — nach oben machen sie den Budel krumm — nach unten treten sie.

Unerschrockenheit und Freisein von Menschenfurcht machen erst den den ganzen Mann aus. Er gleicht dann dem Fels, der auch der Macht des Sturmes nicht weicht und unerschüttert dasteht, während das Rohr vor jedem Windhauch sich biegt und windet. Und gerade unsere Kirche war immer reich an solchen Männern, die lieber alles dahingaben, Ansehen, Vermögen, ihre Stellung, ja selbst ihr Leben, als auch nur das kleinste Zugeständnis zu machen, wenn die Wahrheit oder das Wohl der Kirche hätte leiden müssen. Und solche gibt's auch heute noch.

Oft ist die Furcht, die einer davor hegt, einem Höhergestellten gegenüber auch das Recht und die Wahrheit unerschrocken zu vertreten, gar nicht am Platze. Gar mancher Angehörige in der menschlichen Gesellschaft ist froh oder nimmt es wenigstens nicht übel, wenn ihn jemand auf etwas Ungehöriges aufmerksam macht. Und gar mancher auf der Menschheit Höhen wäre nicht dazu gekommen seine Meinung und sein Handeln für unanfechtbar zu halten, wenn ihm von allem Anfang an manchmal einer widersprochen hätte. Das ist ja oft das Unglück, der Herrschenden, daß sie die Wahrheit nicht erfahren. Borgesezte verlieren nicht selten alles Vertrauen, weil sie sich mit Günstlingen und unverantwortlichen Ratgebern umgeben, die ihnen schmeicheln und niemals widersprechen. Respekt vor einem wirklichen Mann, der es waagt, selbst auf die Gefahr hin, daß er zunächst keinen Dank erntet, in eine solche Wirtshaft hineinzuleuchten. Seider tun nur wenige dieses gute, segensreiche Werk.

Der Kalenderschreiber.

Vollkrieg.

Einiges zur Erklärung der Vorgänge in Belgien.

An Stelle des Friedensrechtes tritt im Krieg das Kriegsrecht, das dem bewaffneten Feind gegenüber in Wort und Tat vieles erlaubt, was dem ruhigen Nachbarn gegenüber nicht gestattet wäre. Aber auch der Krieg hat sein sittliches Gesetz, und neben den Rechten, die er dem Feinde gegenüber verleiht, legt er auch Pflichten auf. Das fundamentale Recht des Krieges ist die Gewalt, sind die Zwangsmittel zur Erreichung des Zweckes, der den gerechten Krieg notwendig gemacht hat. Die fundamentale Pflicht des Krieges ist es, das fundamentale Recht nicht durch Ueberschreitung der vom Zweck des Krieges gesetzten Grenzen in Unrecht zu verkehren. Der Krieg ist ja kein Kampf zwischen Tieren, sondern zwischen Menschen, welche sowohl einzeln wie auch in gesellschaftl. Verbänden im Kriege nicht weniger als im Frieden dem in Gottes Willen gegründeten Sittengesetz unterstehen, dessen Herold und treue Auslegerin die Barmherzigkeit des Menschen ist. Das im Kriege geltende Recht ist das sogen. Völkerrecht, d. h. stillschweigende gewohnheitsmäßige Uebereinkommen und geschriebene Abmachungen. Wie steht nun der Vollkrieg zu diesem Völkerrecht? Hier gilt grundsätzlich Folgendes:

Eine kriegsführende Macht, welche die ausdrückliche Erklärung abgibt, daß sie, entsprechend dem Völkerrechte, den Krieg nur mit uniformierten Soldaten, die an ihrer Kleidung deutlich erkennbar sind, führen wolle, begehrt einen Bruch des Völkerrechtes, handelt gegen Treu' und Glauben, wenn sie trotzdem den Vollkrieg organisiert oder dessen Organisierung duldet und nicht unterdrückt, soweit sie dazu in der Verwirrung, die der Krieg anrichtet, die Macht hat. Sie hat dem Feinde ihr Wort versündigt, daß die Zivilbevölkerung nicht am Kriege teilnehmen wird und sie hat nur auf Grund dieser Versicherung vom Feinde erlangt, daß er der Zivilbevölkerung mit Vertrauen entgegentritt und sie nicht feindlich behandelt.

Wenn eine Zivilbevölkerung, mit oder ohne Einwilligung ihrer Regierung, den Vollkrieg führt, so handelt die kriegsführende Bevölkerung selbst wider Treu' und Glauben, falls sie dem Feinde nicht offen kämpfend entgegentritt, sondern friedliche Gesinnung heuchelt und das in sie gesetzte Vertrauen des Feindes mißbraucht, um ihn in die Falle zu locken und meuchlings zu überfallen; ist die Bevölkerung feindlich aelunt und wil' u' ihr feindliche Gesinnung

durch die Teilnahme am Kampfe betätigen, so hat sie dies offen zu zeigen und darf nicht durch Zurschaubarung friedlicher Gesinnung täuschen und die Korrektheit und den Edelmut des Feindes mißbrauchen.

Im gegenwärtigen großen Krieg ist der Vollkrieg in verschiedenen Formen aufgetreten. Brüsseler Zeitungen haben am Anfange des Krieges von der Bildung von Franktireursabteilungen geschrieben. Die Franktireurs, mit denen die deutschen Truppen an so vielen Orten Belgiens und Frankreichs zu tun hatten, sahen ihre Aufgabe in hinterlistigen Ueberfällen auf die deutschen Soldaten. Daneben muß man aber in Belgien, wo in den verschiedenen Städten und Dörfern ganz offen aus den Häusern geschossen wurde, von einem richtigen Vollkrieg sprechen. Da die belgische Regierung am 8. August der deutschen erklärte, daß sie den Krieg nur mit uniformierten Soldaten zu führen gedenke, und auch vor den traurigen Vorgängen in Löwen die Bewohner durch die Geistlichkeit nachdrücklich zur Ruhe ermahnen ließ und sie aufforderte, sich namentlich des Schießens auf die deutschen Truppen zu enthalten, so scheint der Vollkrieg in Belgien nur von untergeordneten, namentlich militärischen lokalen Behörden und vom verzehten Volke selbst ausgegangen zu sein.

Als Ursachen des Vollkrieges in Belgien, der für so viele eine peinliche Ueberraschung war, kommen verschiedene Umstände in Betracht. Ermöglicht wurde er nur durch das hitzige und vielfach auch leicht zur Gewalttätigkeit neigende Temperament des belgischen Volkscharakters, von dem uns Heinrich Conscience in seinem „Löwen von Flandern“ zum Beispiel in der Person des rohen Weygers Jan Bredel einen gar nicht so seltenen Typus gezeichnet hat. So hat namentlich in den Kohlenbeden von Lüttich der Boden immer von Revolten, Streiks und Wahlschlachten gedöhnt. Ein beständiger Krieg ist Taschenformat. Bei einem Streit vor 14 Jahren war der ganze Bahnhof von Lüttich von den Herden der Mineurs mit Weib und Kind belagert, Weiber, die wie Raubtiere auf jeden Arbeitswilligen sprangen, Kinder, die auf dem Bauche lagen und Zigaretten rauchten und fluchten wie die Alten. Sie fluchten dort, wenn sie lachen und wenn sie weinen, der Fluch ist ihre Bekräftigung für gutes Wetter und gute Laune. Wenn gerade ein Priester mit dem Allerheiligsten vorbei zum Kranken geht, sagen sie wohl: „Laßt nur erst den guten Gott vorüber sein, dann stech ich dir das Messer in den Leib!“ Das heißt, wenn sie mit dem guten Gott noch nicht die allerletzten Beziehungen abgebrochen haben, denn in diesem Fall empfangen sie den Priester mit Hohn und Gewalttätigkeit. Kein Priester darf sich mehr in den Straßen blicken lassen, den Schwestern reißt man den Schleier von den verhüllten Köpfen, und selbst die Binzenzschwester darf nicht mehr in die engen und schmutzigen Häuser der Armen und Kranken gehen. Im selben Lüttich war vor 20 Jahren ein großer Anarchistenprozeß, der mit einigen Todesurteilen und schweren Kerkerstrafen endigte und in den auch mehrere deutsche Anarchisten verflochten waren, was eine große Steigerung des Deutschenhasses bei der Bevölkerung zur Folge hatte. Auch die japanischen und russischen Studenten sind in Lüttich ein sehr vulkanisches Element; namentlich letzteren hat man denn auch, freilich mit Unrecht, versucht, die ganze Schuld an den schweren Ausschreitungen in die Schuhe zu schieben. Daß sie jedoch, sowohl in Lüttich wie auch in Löwen, an der Revolte gegen die Deutschen einen sehr großen Anteil haben, hat sich unterdessen immer klarer herausgestellt.

(Schluß folgt.)

Gefallen!

Wir sitzen bei Tisch und plaudern.

Das Mädchen reicht ein Telegramm herein. Nun ja, es gab schon Tage, wo ich ihrer mehr bekam. Sechs Augen stoben auf mich. Ich breche das gefaltete Papier auf. . . . Ja!

Es fällt kein Wort, aber wir weinen alle vier zu gleicher Zeit. Die Kinder werfen sich aufs Sofa, wir Eltern gehen mit gefalteten Händen durch die Zimmer. Es geht so eine Weile, bis wir ein paar Sätze sprechen. Sonderbar, es sind immer dieselben Sätze, ja, es ist nur ein Satz, nur ein O. danke, der in zuckendem Geschluchz erstirbt. Gefallen, tot! Das also ist der Krieg! So sieht er aus? Ja, das war wirklich alles Theorie, was wir bisher empfanden, das Große, Stolze, Erhebende, das Herz und Seele Weiteude, Befreiende. Nun steigt es fast in uns auf wie Flammenhaas. Es graust uns von den Flüchen

Heute im D-Zug.

und Verwünschungen der vielen Tausende Verlassener Mütter, Schwestern, Väter, Brüder. Ich sehe den endlos langen, bängenden, schwarzen Zug der Weinenden vor Gottes Thron hintreten. Sie fordern dort die Seelen derer, die aus Gold- und Ländergier die Welt mit hohlem Elend überschütteten.

Aus einer Mappe holen wir sein letztes Bild. Wir stellen's in die Reihe unserer Toten ein. Sie ist schon lang. Wir glauben an ein ewiges Leben, und so ist es denn schon beinahe gleich, ob hüben oder drüben. Seltsam, wie lebendig ein Bild werden kann. Ich höre, wie er sprach und wie er lachte, ich seh' ihn sich bewegen und seine Geberden. Mein Gott, es ist wie gestern, daß er in mein Leben trat. Ich sehe ihn als schwächlichen Knaben, pfiffig und flink, denke daran, wie ich... manche No: der Schulzeit ihm erleichtert habe, bin mit ihm Student in Marburg. Was war er für ein Student! Er schäumte vor Frische. Dann kamen seine schweren Sorgen des Berufes. Auch da gestattete das Schicksal mir, ihm manchen Pfad zu ebneten. Ich war so froh, daß es in meiner Macht stand. Er vertraute mir. Er war ein glücklich-unglücklicher Mensch. Mit heiterem Sinn trug er die Zentnerlast des falsch gewählten Berufes. Er wäre sein Leben gern Offizier geworden. Nun starb er doch an der Spitze seiner Kompagnie.

Wie er wohl starb? Eine Granate hatte ihn fortgerafft. Ob sie ihn in Stücke riß? Vielleicht hat er noch Stunden der Qual durchlebt? Vielleicht hat sein irrender Blick in den Sternen des Himmels die Augen der Liebe gesucht. Vielleicht haben brennende Dörfer ihm hinübergeleuchtet in die ewige Nacht. Vielleicht hat er mit Sturm und Kanonen um die Wette gehult in wahn sinnigen Todesschmerzen.

Gott war bei ihm, als er seine Seele aushauchte in den Angsten der Schlacht. Seine Sterbestunde muß eine selige gewesen sein, denn für keinen hatte seine Mutter sich die Knie wund gebetet wie für ihn... Bei Royon haben sie ihn eingescharrt mit seinen dreißig Jahren. In Hast vielleicht und angstvoller Eile wird man ihn in die Erde geschlagen und sein Grab zugeworfen haben. Wie ich dieses Unglücksdorf Chevillsecourt suche. Vor jeder großen Karte mache ich Halt. Sie hängen in den Schaufenstern neben diesen beleidigend albernen Bild-Kriegsarten, die mich jetzt noch mehr empören. All' die rinnenden Gewässer und zerstampften Orte dieser Gegend kenne ich. Wohl ein Duzend endigen auf -court. Jede neue Karte hemmt den Tritt. Und die Todesanzeige in der Zeitung. Ich schrieb sie ja doch selbst; doch da ich sie jetzt in der Zeitung sehe, da erstarrt etwas in mir. Buchstabe lese ich 'ur Buchstabe. Ich lege das Blatt beiseite, hole es wieder, lasse es offen liegen und bohre mich förmlich in diesen großen, schwarzen Namen ein, der soviel Fröhlichkeit und Lebenslust enthielt.

Auf meinem Schreibtisch steht noch ein Kuvert, das seinen Namen trägt. Fast jeden Tag habe ich ihm eines gefüllt mit ausgeschrittenen Zeitungsmeldungen. Schon kamen ihrer einige zurück. Eine gleichgültige Hand schrieb auf den Umschlag seelenlos: „Gefallen.“ Es treffen Briefe seiner Freunde ein. „Goldi“ hieß er bei ihnen. Ja, sein Strahlen wird noch vielen fehlen. Ob er auch im Felde froh war? Seine Briefe waren frisch, auch wenn er von den unerhörten Märschen und dem peinigenden Hunger sprach. Er wird schmal und fahl gewesen sein, als ihn der Tod barmherzig in die Arme schloß. Zerfetzt, beschmutzt, in Schweiß gebadet, ausgepumpt bis auf den letzten Rest von Leben. Gott wird diesen Tod auf seine Lebenswaage legen, und die Zentnerlast des Opfers wird die Schale seiner Sünden in die Höhe schnellen, daß sie schwebt wie eine Feder.

Draußen hallt das Pflaster von dem Rhythmus eines Landwehrbataillons, das ins Feld rückt. Violett und rot blühen die Asteren, die die Klintenläufe zieren. Wie im Traume horche ich auf die Melodie des „In der Heimath, in der Heimath, da gibts ein Wiederseh'n“. Einmal wird die große, stolze, graue Welle wieder rückwärts branden. Und es wird ein Jauchzen und ein Lärmschwochen geben. Alle Glocken werden brummen, singen, jubelieren. Breite Fahnen werden in Pöblichkeit, schwarz und weiß und rot, in Straßen und Gassen flattern. Mütter werden ihre Söhne in die Arme schließen, werden stolz mit ihnen durch die Straßen ziehen.

Aber wir — wir werden still und sehen an halbgeschlossenen Fenstern stehen und leis in uns hinein weinen. Und viele, viele mit uns. (A. B.)

„Es ist eine Rücksichtslosigkeit von der Bahnverwaltung,“ sagte die junge Frau, die mit ihrem Mann und Kind und dessen Wärterin im gleichen Abteil mit mir saß. „Den Leuten sollte man doch besondere Wagen anweisen. Man denke doch nur an die Anstehungsgefahr! Sie kommen direkt vom Schlachtfeld! Sind kaum gewaschen und verbunden! Sind schmutzig und riechen nach Apotheke... O ja, es ist eine Zumutung für das reisende Publikum!“

„Wenn Sie es so empfinden...“ sagte ich. Und sie wurde still. Worauf ihr Mann sagte: „Auch ich kann es nicht verstehen. Unsere Bahnverwaltung ist doch sonst...“

Sonst! Freilich, da fuhr man ungestört (Wen stört das Rattern des fahrenden Zuges!) und schweigend gelangweilt von Nord nach Süd und von Ost nach West. Man saß und fuhr. So wie man an seinem Schreibtisch sitzt und arbeitet.

Heute ist das Bahnfahren wieder einigermaßen zum Reisen geworden. Es ist wieder mühsamer und anstrengender, dafür aber interessanter. Während unsere Bahnfahrerei sonst keinen anderen Zweck hatte als die Ueberwindung der Strecke, haben heute diese Stunden einen Inhalt bekommen. Wir hören und sehen im Zuge mehr vom Kriege als in unseren Städten. Was natürlich nichts ist für solche Damen, die auf Grund ihrer Verbildung und Einbildung nicht in stande sind, in einem Soldaten nicht mehr und nicht weniger als einen Mitmenschen zu sehen. Deren innerstes Wesen Egoismus (Selbstsucht) ist. Auch heutzutage!

Heute sind unsere Züge überfüllt mit Verwundeten und Verbundenen. Mit Helden, die für uns, die wir nach wie vor in Federbetten schlafen und zu festgesetzten Zeiten zu Mittag und zu Abend essen, hinausgezogen sind und geblutet haben, die verdienen, daß sie von eben diesen Damen mit besonderer Hochachtung behandelt werden. Auch in ungewaschenem Zustand!

Sie stehen herum auf allen Bahnhöfen und warten auf den D-Zug, der sie ans Ziel bringen soll, damit sie endlich zur Heilung ins Lazarett kommen können. Seit fünf Tagen sind sie schon unterwegs! Haben fünf Tage lang in Viehwagen auf Stroh gelegen! Und sind alle verwundet, haben alle Schmerzen!

Endlich haben sie die Möglichkeit, sich in weiche Polster zu setzen; bald die zur Genesung nötige Ruhe zu bekommen! Ruhe? So mancher muß im Lazarett noch operiert werden. Hat noch Kugeln und Schrapnellsplitter im Leib. Verliert vielleicht noch im Lazarett Arm und Bein. Oder gar sein Leben.

Sie sind sehr vornehme Reisende. Auch wenn sie keine Fahrkarte zweiter Klasse gelöst haben wie wir — ihnen gebührt jeder Sitzplatz! Denn sie haben für uns draußen gestanden, dort, wo die Kugeln flogen und die Hölle los ist. Wenn sie auch erdige Stiefeln und blutige Kleider haben: sie lagen für uns wochenlang auf schmutziger Erde und haben für uns geblutet. Sie haben ihre Pflicht getan — für uns, die keine Pflicht haben oder tun können... Aufstehen! Sitzen lassen!

Es ist keine „Zumutung“ für uns, mit ihnen zu fahren. Es ist eine Ehre! Auch wenn sie nach Jodoform riechen. Wie viel tausendmal wertvoller sind sie als wir, heute! Gesundheit, Kraft und Mut haben sie! Sie, deren höchstes Lob heißt: Sie haben nicht mehr als ihre Pflicht getan... Verachtet uns nicht, weil wir unsere Pflicht nicht tun können!

Sich mit ihnen zu unterhalten, ist ein Vergnügen, das die Unannehmlichkeit des Jodoformgeruchs vollkommen neutralisiert. Das persönliche Erlebnis ist immer wertvoll, aber nicht nur für den Erzähler, sondern auch für den Zuhörer.

Und so erzählen sie denn ihre Erlebnisse, aus denen hervorgeht, daß sie mit deutscher Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit „gearbeitet“ haben. So z. B. bohrte sich dem einen eine Kugel durch die rechte Hand, als er im Schützengraben lag. Er schoß trotzdem noch solange weiter, bis der Blutverlust seinen Arm sinken ließ... Dann kroch er kilometerweit auf allen Vieren durch Kartoffelfelder zurück zum Verbandplatz — über sich die feindlichen Kugeln vorbeischießen hörend...

Und jeder erzählt so seine Erlebnisse. Und alle anderen stimmen bei. Sie haben alle so ziemlich die

gleichen Erfahrungen gemacht vor dem Feinde. Am Verbandplatz haben sie sich zusammengefunden. Und kennen einander doch schon so gut. Wie Leute, die gemeinsam dem Tode ins Antlitz geschaut haben... Denn das verbrüdernd — das Bewußtsein der Menschenschwäche. Während vermeintliche Stärke entzweit...

Kameraden... Lauter Leute, denen das Glück hold war: Einen Schritt mehr rechts, einen Schritt links — und der Schuß wäre durchs Herz und nicht durch den Arm gegangen... Und hätte der eine sich nicht herumgedreht, dann hätte er die Schrapnellsplitter im Unterleib: jetzt kann er nur nicht sitzen... Nur!... Man macht ihm Platz, er darf sich legen.

Und so verfliegt die Zeit. Auf jeder Station kommen neue Verwundete. Hier und da steht einer, den schon das Eisene Kreuz schmückt. Er trägt mit doppeltem Stolz seinen Arm in der Binde. Auch verwundete Offiziere kommen vorbei und unterhalten sich kameradschaftlich mit den Soldaten. Was könnte das jetzt dem Respekt schaden! Jetzt, nachdem man gemeinsam gekämpft und gelitten hat, Mensch neben Mensch.

Auf jeder Station werden die Soldaten bewirtet. Auch in der Nacht. Von Frauen und Mädchen, die „sonst“ nie geglaubt hätten, daß es möglich ist, ohne Hut im Bahnhof zu stehen. Sonst... Heute merkt man nichts von Standesunterschieden. Heute sieht man nur Menschlichkeit. Und etwas davon bleibt vielleicht doch und überdauert den Krieg. Es könnte auch im Frieden zieren.

Die waderen Kolpingsöhne im Krieg.

Von der internationalen Kolpingsfamilie stehen wohl an die 60 000 im Kriegsfelde. Viele haben schon den ewigen Wanderstab ergriffen. Im Kolpingsblatt, dem Organ des Verbandes, stehen allwöchentlich ganze Spalten von Namen der Gefallenen aus diesen und jenen Vereinen.

Natürlich sind die Vereine arg zusammengeschrumpft; große Vereine, die viele Hundert Mitglieder hatten, zählen kaum noch einige Duzend und die Gesellenhäuser sind vielfach zu Lazaretten eingerichtet, oder stehen leer und verursachen den Vereinen recht große Sorgen.

Alle Berichte, die von den Mitgliefern des Gesellenvereins verlauten, kennzeichnen die Tapferkeit, den Edelmut und das mutvolle Glaubensbekenntnis dieser jungen Männer. Hier nur zwei Bildchen:

In einer Schützenlinie spielte sich folgendes ab: Alles war ruhig, kein Feind weit und breit. Die Leute langweilten sich und wie es so geht, man kommt sich näher und vertraut sich dem Nächsten; richtig in seiner Nähe ist noch ein Kolpingssohn und diese zwei stimmen zur allgemeinen Freude ein Lied an: „s war einst ein braver Junggesell“ und bald hallte es aus hundert Kehlen in die stille Nacht hinaus: „Vater Kolping lebe hoch!“ So hatten sich eine ganze Reihe waderer Kolpingsöhne gefunden.

Ein schwerverwundeter Geselle, der nach Empfang der hl. Sakramente am 8. Oktober im Lazarett zu Lucon starb und auf dem Friedhof in Lucon auf die dereinstige Auferstehung harret, schrieb in seinem letzten Brief an den Pfarrer seiner schwäbischen Heimat, der dort gerade an seinem Todestage eintraf, folgende Worte: „Ich kann Ihnen versichern, lieber Herr Pfarrer, daß ich während meiner zehnjährigen Wanderschaft den katholischen Glauben bewahrt habe dadurch, daß ich ein eifriges Mitglied des katholischen Gesellenvereins gewesen bin. Das erludt mich jetzt, wo jeder Tag mir den Tod bringen kann, mit besonderer Genugtuung.“

Eltern! Bringt Eure Söhne in die katholischen Vereine!

Mert's!

Die ersten Christen, so schreibt der hl. Epiphanius, haben ihr Vaterland geliebt und in schwerer Zeit für dasselbe gebetet: Gott segne den Kaiser! Er gebe ihm weise Ratgeber, ein tapferes Heer und ein treues Volk.

Unter Beifügung der folgenden Bitte, aus dem Allgemeinen Gebet:

Er führe uns zum Siege und lasse uns bald zu einem die Ehre und Unabhängigkeit Deutschlands dauernd verbürgenden Frieden gelangen, ein kurzes wachsendes Leben für die... (A. B.)

Die heilige Familie,

das Vorbild der christlichen Familie.

Kriegsruf an die lieben Kinder!

Ein schrecklicher Krieg ist ausgebrochen. Nicht nur in einem Lande, sondern in vielen Ländern sind die Männer und Jünglinge unter die Fahnen gerufen worden. Viele Millionen Soldaten stehen sich mit tödlichen Waffen gegenüber. Auch viele eurer Bekannten und Verwandten, vielleicht euer Vater oder eure Brüder haben ins Feld ziehen müssen. Wer weiß, ob sie wiederkehren! Jedenfalls müssen sie Mähen ohne Zahl aushalten und ihr Leben vielen Gefahren aussetzen.

Trotzdem sind sie freudig der Aufforderung des Kaisers gefolgt. Voll Mut und Begeisterung haben sie alles verlassen und voll Hoffnung auf den Sieg das Schwert ergriffen; denn es handelt sich um eine große heilige Sache. Unser Kaiser hat den Krieg nicht gewollt, er ist dazu gezwungen worden. Es handelt sich um die Freiheit unseres Vaterlandes; es handelt sich darum, daß wir ruhig und glücklich in unserer Heimat leben können.

Liebe Kinder! Wächst da nicht auch ihr das euerige beitragen, daß wir siegen? Neulich las ich von einem kleinen Tiroler Knaben von 7 Jahren, der um jeden Preis mit seinem Vetter in den Krieg ziehen wollte. Er suchte seine besten Kleider zusammen und packte sich Wäsche in eine Schachtel, bis er alles Nötige zu haben glaubte, außer einem Gewehr. Es kostete dann bittere Tränen, als man ihm begreiflich machte, daß er noch zu jung sei für den Krieg. Nein, liebe Kinder, um das Gewehr zu tragen, dazu sind eure Arme noch zu schwach; um mit den Soldaten anstrengende Märsche zu machen, dazu sind eure Füße noch zu klein, Hunger und Durst würden ihr nicht lange aushalten. Aber ihr könnt die Waffe des Gebetes in eure Hände nehmen und ihr könnt den obersten Kriegsherrn selbst, den Heiland, durch die hl. Kommunion in euer Herz aufnehmen, um ihn um seinen Segen für unsere Soldaten zu bitten.

Darum, liebe Kinder, betet in dieser Kriegszeit recht viel und recht oft. Betet zum göttlichen Herzen Jesu, zur lieben Muttergottes, zu den Schutzengeln der Soldaten und zu dem großen Apostel unseres Vaterlandes, dem hl. Bonifatius. Die letzte Strophe unseres Bonifatius-Liedes, sie paßt so schön für die jetzige schwere Zeit:

O Glaubensvater, sieh' die Not,
In der wir uns befinden,
Stül' Gottes Horn, wenn er uns droht,
Zu strafen un're Sünden;
Bitt' ihn, daß seine starke Hand
Uns schütze samt dem Vaterland.

Singt sie immer recht andächtig, wenn ihr an der Kriegsandacht teilnehmt; ihr könnt sie auch als Gebet sprechen und ein Vaterunser hinzufügen. Betet, daß euer Vater oder Bruder oder eure Bekannten wieder glücklich zu euch zurückkehren, daß sie in den Märschen des Kriegslebens den Mut nicht verlieren und großes Gottvertrauen haben. Betet für den Kaiser, daß Gott der Herr ihn stärke und beschütze. Betet für die Generale, damit sie das Richtige für unsere Heere anordnen und sie zum Siege führen. Betet namentlich für die armen Soldaten, die in der Schlacht verwundet werden oder fallen. Ach, es ist ein schrecklicher Gedanke, daß in einer einzigen Schlacht vielleicht Tausende ihr Leben lassen müssen. Die meisten von ihnen haben ja vor dem Ausmarsche die hl. Sakramente empfangen; aber vielleicht sind auch manche darunter, die leider nicht vorbereitet sind. Was geschieht mit ihnen, wenn eine tödliche Kugel sie trifft, während sie imstande der Todsfände sich befinden? Betet, daß Gott ihnen gnädig sei und ihnen wenigstens eine glückliche Sterbestunde verleihe.

Und gehet oft zur hl. Kommunion! Als der Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich, der vor einigen Monaten in Bosnien ermordet wurde, sich von seinen Kindern verabschiedete, ver-

sprach ihm sein Töchterchen: „Von jetzt an werde ich für euch jeden Tag die hl. Kommunion empfangen.“ Wie schön wäre es, liebe Kinder, wenn auch ihr bis zum Ende des Krieges jeden Tag oder wenigstens jeden Sonntag zur hl. Kommunion ginget!

Ihr wißt, wie der verstorbene hl. Vater Pius X. gewünscht hat, daß gerade ihr Kinder recht fleißig zum Tische des Herrn hinzutretet. Er hat es gewünscht nicht feinetwegen, sondern euretwegen, weil es für euch von so großem Nutzen ist und vor allem deshalb, weil ihr dem göttlichen Heiland selbst keine größere Freude bereiten könnt, als wenn ihr euch oft, ja täglich mit ihm in der hl. Kommunion vereinigt. Die beste Gelegenheit, diesen Herzenswunsch des Heilandes zu erfüllen habt ihr jetzt. Wenn ihr das tut, so seid ihr in eurem Gebete allmächtig; dann wird der Heiland auch das tun, was ihr wünscht und euch alles geben, um was ihr ihn bittet. Und wenn nicht nur ihr selbst zur hl. Kommunion geht, sondern wenn ihr auch eure Kameraden, eure Freunde und Freundinnen dafür gewinnt, so werdet ihr eine ganze Armee bilden, der Gott selbst nicht widerstehen kann.

Also auf, liebe Kinder, zum Gebet! Auf zum Tische des Herrn! Wenn dann unsere Soldaten ruhmgekrönt heimkehren, wenn die Glocken vom Turme läuten zum Zeichen, daß der Frieden geschlossen worden ist, wenn überall Jubel ertönt und Siegeslieder ertönen, dann könnt auch ihr euch freuen; denn habt ihr mitgekämpft und der Sieg ist auch euer Sieg.

Die Nanni.

Aus dem Leben.

Heute war die Nanni wieder da. Es war Herz-Jesu-Freitag, und sie hat im Franziskanerkloster die hl. Sakramente empfangen. Nachher hat sie bei uns Kaffee getrunken; da macht sie gern ein Plauderstündchen, und als ich sagte: „Bleiben sie doch da, Nanni, Sie können am Nachmittag noch heimgehen; es ist heute so schönes Wetter,“ da hängen sich die Kinder an sie: „Jawohl, Nanni, spazieren gehen! Dada gehen!“ bestellte die Kleinste. So wurden die Hüte und Mäntel geholt, der Sportwagen hergerichtet und sie gingen wieder einmal mit ihrer Nanni spazieren.

Die Gesellschaft benimmt sich manchmal recht respektwidrig gegen sie, aber sie hängen doch recht an ihr. — Die Nanni macht immer die Aushilfe bei uns, so oft neuer Familienzuwachs kommt, so lange, bis das Kleine wieder aus dem größten heraus ist. Ihr Wohnort ist eine gute Stunde weg; dort hat sie bei ihrer verheirateten Schwester, die in einem Häuschen vor dem Dorfe wohnt, ein Stübchen. Als ganz junges Ding kam sie zu fremden Leuten, um ihr Brot zu verdienen, damals als noch ein Dienstmädchen 80, oder höchstens 100 Mark im Jahr an Lohn bekam. Sie hat bei ihrer ersten Herrschaft als Kindermädchen die sämtlichen 8 Buben großgezogen und sich väter, als sie in einem Doktorhaushalt war, durch viele nächtliche Unruhe ein rheumatisches Leiden zugezogen. Von da ab konnte sie nicht mehr im Dienste sein, und deshalb bekommt sie jetzt Invalidenrente, 1500 Mark hat sie sich in langen Dienstjahren erspart; das ist ihr Vermögen.

„Nanni,“ sagte ich heute zu ihr, „haben Sie auch zu der Sammlung für's Rote Kreuz und die Malteser Ihr Scherlein beigetragen?“ „Natürlich,“ sagte sie, „5 Mark habe ich gegeben, draußen bei uns hat Jedermann gegeben, Eier, Butter, Brot, Honig und Geld.“ — „Stricken Sie auch Kriegsstrümpfe?“ fragte ich weiter. „Seit meine Leute mit den Feldarbeiten fertig sind, stricke ich die ganze Zeit. Die Soldaten müssen viel marschieren, die werden wohl viele Strümpfe zerreißen. Wir werden sie doch nicht stricken lassen!“ Sie erzählte dann noch, wie viel Freude es ihr gemacht habe, als sie kürzlich einen Trupp Soldaten bewirt-

konnte. Gelegentlich einer Übung hatten sie bei ihrem Häuschen Halt gemacht; da hatte sie Kaffee gebracht und ein paar Brotlaibe ausgeteilt. Die Soldaten hätten das kräftige Hausbrot alle gern genommen. Am Tage vorher hatte sie einen Tragkorb voll Äpfel bekommen von jungen Leuten, denen sie das Hochzeitsessen gekocht hatte; die hatte sie auch ausgeteilt. „Wurst hatte ich keine; so habe ich halt Äpfel gegeben,“ sagte sie. „Die Soldaten müssen soviel leisten, da muß man ihnen tun, was man kann.“

Am halben Nachmittag herum ging die Nanni wieder heim; die Kinder begleiteten sie ein Stück Weges.

Gegen Abend, als ich Besorgungen machte, kam ich in das Haus des reichen Gutsbesizers N. „Fräulein,“ sagte ich der Tochter, die mich in Abwesenheit der Eltern empfangt, „ich möchte die geliebtesten Äpfel bezahlen. Zwei Zentner zu je 10 Mark habe ich gekauft.“

„Ja, die Äpfel kosten aber 24 Mark.“

„Sie irren sich; Ihr Vater hat für 2 Zentner 20 Mark verlangt.“

„Das mag vielleicht sein; damals aber war es noch zu früh, einen Preis zu bestimmen; jetzt kosten sie überall mehr. Und heuer bei diesen Zeiten kann man nichts verschenken. Einen Zentner haben wir ohnedies an's Rote Kreuz gegeben,“ prudelte sie erregt hervor.

„Nein, Fräulein,“ sagte ich, „schenken sollen Sie mir nichts; dafür soll Gott mich bewahren!“

Und ich legte ohne ein weiteres Wort die vier Mark auf den Zwanzigmartischen.

Aber als ich aus dem großen massiven Hause ging, wo die Wohlhabenheit aus allen Ecken schaute und wo doch die Äpfel für's Rote Kreuz so schwer ins Gewicht fielen, da dachte ich an das kleine Häuschen, in dem die Nanni wohnte, und wie sie so selbstverständlich allen Menschen Geselligkeiten erwies und so gern und reichlich gab, und ich sagte bei mir: „O Nanni, wie bist Du reich!“

Wie man sich Sonntags im Felde hilft!

Die Eltern eines unserer Kämpfer bringen mir, so schreibt ein Pfarrer, den Feldpostbrief ihres Sohnes. Der einfache Junge ist wegen seiner tapferen Haltung vor dem Feinde zum Unteroffizier befördert und mit dem Eisernen Kreuze ausgezeichnet worden. Die Szene, wie er seine Kameraden am Sonntag religiös zu erheben weiß, verdient festgehalten zu werden. Er beschreibt sie so:

„Am Sonntag haben wir einmal Feldgottesdienst abgehalten. Wie mir dazu kamen, will ich euch schreiben. Ich und noch ein Unteroffizier saßen am Samstag abend beisammen und kamen auf das Gespräch, daß am folgenden Tage Sonntag sei. Wir bedauerten, daß wir seit langem nicht mehr in der Kirche waren und beschlossen nun, am nächsten Morgen mit unseren Kameraden ein paar Lieder zu singen und einige Vater unser zu beten. Nun hatten wir uns ein kleines Häuschen in die Erde gebaut und ein spitzes Dach von Baumstämmen gemacht; ich sagte, das solle unsere Kirche sein, und die anderen stimmten zu. Ich machte ein Kreuz aus Holz, und schrieb auf das Querstück die Worte: „Gelobt sei Jesus Christus“ und hing dann einen Rosenkranz darauf. Das stellte ich vorne auf und ein brennendes Licht davor. Dann begann der Gottesdienst. Wir sangen alle zusammen ein paar schöne Lieder und beteten einige Vater unser. Auch unsere gefallenen Kameraden gedachten wir im Gebete. Unser Leutnant war unterdessen gekommen und beteiligte sich auch am Gottesdienst und hielt dann eine wunderschöne Rede, geradezu herzergreifend. Vielen Augenblick werde ich nie vergessen, so rührend wie es war. Alle Kameraden standen gesenkten Hauptes da und beteten und sangen mit, auch die rauhesten Brüder. Ich hätte beinahe weinen müssen. Ich vergesse nie zum lieben Gott zu beten, der wird alles zum Besten lenken. Hoffentlich habe ich das Glück, noch einmal zu Euch zurückzukehren.“

Ja, tapferer, frommer Junge, das wünschen wir dir von ganzem Herzen und darum beten wir für dich, fügt der Seelsorger bei.